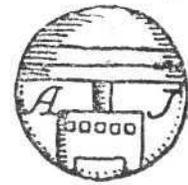


Ein tschechisches
Dienstmädchen
von MAX BROD

Kleiner Roman



Axel Juncker Verlag
Berlin / Stuttgart / Leipzig

II.

Ich bin und heiße William Schurhaft, Sohn reicher Bürgersleute in Wien. In dieser Stadt verlebte ich meine Jahre, bis ich zwanzig wurde. Dann schickte mich mein Vater nach Prag, „weil es dort soviel zu sehn gebe“.

Aber Prag gefällt mir gar nicht. Ich spüre gar keinen Eindruck seiner Merkwürdigkeiten, von denen man mir viel erzählt hat. Der Vater hat gesagt: „Du wirst nach Prag kommen, und deine Gleichgültigkeit gegen die Umwelt, gegen alles, was sich nicht in dir selbst abspielt, wird allmählich schwinden. Es ist dies gar nicht anders möglich in einer Stadt, die sich mit ihrer Geschichte so aufdrängt und wo zugleich etwas so Seltsames vor unsern Augen Geschichte wird, der Kampf der beiden Nationen. Die Heiligenstatuen und Kirchtürme werden dir in die Augen treten, du wirst an barocke Fassaden anrennen, aufbewahrte Drahhelme und Kanonenkugeln in die Hand bekommen, eine fremde Sprache und Fenster Scheiben klirren hören. Dein Sinn für das Reale wird endlich erwachen. Es ist ausgeschlossen, daß du dort

nur grübelst und gar nicht auf das Tatsächliche aufmerksam wirst. Jeden Mittag wird von der Marienschanze aus geschossen, auf den Brücken muß man einen Kreuzer zahlen.“

Mein Vater ist ein sehr kluger Mann.

So schrieb man also einem entfernten Verwandten, ob er nicht einen Buchhalter brauchen könne und machte es durch allerlei mir ganz uninteressante Intriguen möglich, daß ich den Posten bekam . . . Ich sitze jetzt in einem kleinen rückwärtigen Zimmer, das von dem übrigen Geschäft durch eine Milchglaswand abgeschlossen ist. Es riecht hier recht seltsam und muffig nach warmen abgeschälten Kartoffeln . . . Eigentlich habe ich nichts zu tun, die wenigen Eintragungen und Briefe sind jeden Tag schnell zu Beginn meiner Bureaustunden erledigt. Und Freiheit ist alles übrige.

Aber, wenn mein Vater glaubt, daß ich diese leere Zeit nach seiner Absicht ausfülle, so täuscht er sich leider ganz gründlich. Obwohl ich dort gar nichts zu schaffen habe, sitze ich doch den ganzen Tag, geschlagene elf Stunden von 9 Uhr früh bis 8 Uhr abends in meinem Bureau, in meinem Lehnstuhl, so wie ich auch in Wien

kein anderes Vergnügen gekannt habe, als ruhig auf einer Stelle zu hocken. Und natürlich gebe ich mich auch in Prag meinen wertlosen philosophischen Betrachtungen hin. Oder ich lese meine Bücher, ganz wie früher. Es sind dies natürlich keine Romane, Schwänke oder andere Lebendigkeiten. Was sollten mich auch Abenteuer und tatsächliche Zukommnisse anderer Menschen nur im geringsten interessieren, da ja sogar die mich betreffende Außenwelt und meine eigene Erfahrung mich ganz gleichgültig läßt. Ich lese nur Werke der Scholastiker, Thomas von Aquino am liebsten und den großen Scotus. Ganz unanschauliche Begriffe müssen es sein, Realismus und Nominalismus, Essenz und Existenz, das Substanziale und die Form, die *causa realis, finalis, accidentalis*, Gottesbeweise, Einheit, Vielheit, Gesamtheit. Nur solche vielbedeutende zusammenfassende Namen dünken mich meiner Aufmerksamkeit wert, diese herrlichen unirdischen Formen, die mit unserer armen sichtbaren Welt fast gar nicht mehr zusammenhängen, wenngleich sie sich vielleicht ursprünglich aus ihr gebildet haben; die sich eben aus ihr gebildet haben und jetzt

frei wie leuchtende klingende Schalen vor einer reinen seidnen Luft auf und nieder schweben.

Ich lese nie viel in einem Zug. Wenn ich in die Bahn des Verallgemeinerns durch die ersten Zeilen meines Lieblingsbuches geleitet bin, dann gerät mein allzu reger Geist in immer schnellere Bewegung, wie auf einer schiefen Ebene. Es ist mein größter Genuß und meine einzige Qual, dieses Beschleunigen und Immermehr-Segel-Ansetzen, es ist das mir Natürlichste, meine angeborene Fähigkeit. Alles gerät ins Gleiten, die Trübsal des banalen Schreibbureaus um mich verdampft, ich setze immer mehr Segeln an, bald habe ich Backstagswind und offenste Bahn. Alle die schwierigen Definitionen und Schlüsse, meine lieben Freunde, drängen sich haufenweise eifrig in mein Gehirn, in meine Segel. Es wird ein Orkan. Ich muß das Buch weglegen und allein nachsinnen. Und jetzt erst wird alles Problem, jede Kleinigkeit um mich, das metallene Lineal mit den Schrauben oder die Löschblattwiege, Anlaß zu endlosen Gedankenketten, wie ich gleich anfangs eine darzustellen versucht habe. Ich denke, ich muß denken, es ist mir ganz einerlei, daß diese Tätigkeit

lächerlich und nutzlos ist. Diese unfruchtbare Arbeit ist mein einziges Glück und meine größte Qual.

Der entfernte Verwandte und Chef steckt den Kopf ins Zimmer: „Schreiben Sie, Siegmund Mankwald, Tuche um 1000 K, 3 Monate Ziel, $4\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen von heute an.“ Türe zu.

Ich fahre auf, richte meinen Geist schnell auf diese Kleinigkeit, wie man an einem Operngucker hastig schraubt, schreibe diese Daten richtig ein.

Aber dann schraube ich den Operngucker sofort wieder unwillkürlich in die alte Lage, in die großartig-abstrakte Sehweise, die meinem Denken allein passend ist und bleibt. Und alles erblicke ich wieder als Basis für logische Verknüpfungen . . . „Zinsen“ ist eines der letzten Worte gewesen. Ich meditiere also: Wie wäre es, wenn ich eine ganz neue Methode der Verzinsung erfände. Das ist zwar gar nicht nötig, gar nicht nützlich, denn diese Methode hätte gar nichts Zweckentsprechenderes als die bisherige. Aber darauf kommt es gar nicht an. Sie ist ja auch nicht schlechter. Ich denke mir

nämlich eine Verzinsung nach Art der Amortisation. Das heißt, der Schuldner hat jährlich oder halbjährlich, wenn man will, eine Quote, nach gewissen gleichbleibenden Prozentsätzen ausgerechnet, zu zahlen, als ob er dadurch die Schuld amortisieren wollte. Also jedes Jahr (oder Halbjahr) etwas weniger, da das quasi zu amortisierende Kapital immer kleiner wird. Trotzdem bleibt er Schuldner des ganzen Kapitals. Er zahlt also beispielsweise erst $4\frac{1}{2}$ Prozent von 100 fl., in der nächsten Periode $4\frac{1}{2}$ Prozent von $95\frac{1}{2}$ fl., dann wieder $4\frac{1}{2}$ Prozent des Restes. Es könnte festgesetzt werden, daß später, wenn die Quoten zu klein werden, wieder auf die erste Quote zurückgegriffen werden soll. Was für ein Unsinn, he! . . . Aber das Ganze ist eben nur ein neuer Modus, eine Usance, die sich ihr wirtschaftliches Anwendungsgebiet erst finden muß. Man wird sie als die „Schurhaftische Verzinsungsmethode“ bezeichnen, ich werde berühmt sein. Nicht gerade berühmt im Sinne eines ehrenvollen Andenkens, aber jedenfalls oft genannt, da in jedem Lehrbuch der Handelswissenschaften von meiner Methode die Rede sein wird; vielleicht

nur in einer kleingedruckten Anmerkung, vielleicht wird man sie tadeln und gotisch nennen. Ehrgeizig bin ich nicht.

. . . Ich frage mich selbst, was solch ein Spekulieren für einen Zweck haben soll. Es ist das nichtigste Zeug, das es gibt. Das weiß ich, und doch kann ich es nicht lassen . . . Eigentlich ist es schade um meinen ewig regen Geist, daß er auf solche Dinge verfallen ist. Ich hätte mit meinem Scharffinn und mit dieser Kombinationskraft leicht ein Held des praktischen Lebens werden können, ein Macchiavelli, ein Detektiv, ein Milliardär! Aber meine Denkkraft will nun einmal mit dem Realen, mit den Intriguen des Lebens, nichts zu tun haben . . . Nun gut, da hätte ich wenigstens ein Träumer werden können, ein Dichter, dem das praktische Leben fern bleibt, der aber gerade aus seinem zwecklosen Dahinleben höchste Zwecke gestaltet, Dichtungen, Romantik, Genüsse für sich und andere! Nein, ich träume auch nicht. Mein Zweckloses ist wirklich zwecklos. Nichtig ist es, wie ich eben zugegeben habe. Es nützt weder mir, noch sonst wem. Ich weiß, daß die scholastischen Begriffe falsch sind, und doch freut es

mich, mit ihnen zu spielen, zu operieren. Und ich spinne meine trostlosen Gedankenketten, deren Öde und Unwirklichkeit mich entzückt. Dabei sind sie mir, ganz tief betrachtet, eigentlich mehr Bedürfnis als Genuß.

Nun habe ich mein Geständnis abgelegt, ich bin zerknirscht und erniedrigt, ich stehe ganz lächerlich klein da . . . Aber obgleich ich selbst meine eigene Art so seltsam und unsympathisch finde, obgleich ich das Denken der andern Menschen ohne weiteres für gesünder, natürlicher, lobenswerter halte; eben in dieses Denken werde ich mich doch bei bestem Willen niemals hineinfinden. Da schickt man mich nach Prag und ist überzeugt davon, daß ich hier Sehenswürdigkeiten finden werde . . . Ich sehe gar nichts. Ich bemerke gar nichts Auffallendes. Nun ja, da gibt es altes Gemäuer, glaub ich, ich gehe täglich an so einem zerbröckelnden Ding vorbei. Aber das steht doch nur zufällig da und nur ganz zufällig hat es diese und diese Gestalt, Größe, Farbe, dient diesem oder jenem Zweck. Ebenfogut könnte es 30 Türme haben, wie es einen oder zwei hat; ich weiß gar nicht genau. Und es bleibt mir

völlig unzugänglich und rätselhaft, welchen allgemeinen Sinn, welche Bedeutung, welche Wichtigkeit für andere dieser Körper haben soll. Es bedeutet doch nichts anderes als sich selbst, es deutet nicht auf etwas über sich hinaus. Es steht da. Gut, aber ebenfogut könnte es auch nicht dastehen. Das heißt, mit andern Worten ausgedrückt, es ist gleichgültig . . . Da sind doch die abstrakten Begriffe, meine Freunde, ganz anders, jeder erscheint wie eine funkelnde Schale, in der so vieles Platz hat, man kann sie vergrößern oder verkleinern, in eine andere Schale stellen oder eine andere Schale in sie, man kann sie umdrehen, emporwerfen, der Länge oder der Breite nach zerlegen oder in Schichten zerlegen, flachdehnen, in die Tiefe aushöhlen. Ja die Begriffe sind das Lebende, das Ernsthafte, alles andere scheint mir Kinderspiel . . . Ich bitte euch, liebe Leute, warum steht ihr vor der alten Kirche? was interessiert euch daran, was denkt ihr euch inzwischen? Ich bitte demütig um Erklärung, ich will mich euch zu Füßen werfen, macht mir das um Gottes willen begreiflich!

. . . Und ebenso unberührt bleibe ich auch

dem angeblich so aufregenden Leben in Prag gegenüber, dem Kampf der zwei Kulturen. Ich habe bisher von einer andern Nation noch gar nichts bemerkt, kein tschechisches Wort gehört. Und wenn ich wie in diesen Tagen bisher weiterhin lebe, so wird mich auch in Zukunft nichts davon stören. Ich mache nämlich wirklich keinen andern Weg als den von meiner Wohnung, wo es nach nassen Tüchern riecht, ins Geschäft, wo es nach geschälten Kartoffeln riecht, und wieder zurück, natürlich unterwegs ganz in meine Liebhabereien versunken und kaum aufblickend. Und meine Zimmerfrau heißt Leontine Wiegand und ich höre sie allerdings ziemlich viel reden, nämlich mit ihrem Dienstmädchen zanken, aber das sind deutsche Worte, denn diese Leontine ist eine deutsche alte Jungfer, sogar eine Reichsdeutsche. Ebenso deutsch ist auch mein Chef und entfernter Verwandter, wie auch alle seine Angestellten, er ist nämlich „strammdeutsch“, sogar der kleine Junge, der mir das Mittagessen bringt. Jetzt habe ich alle Leute aufgezählt, die meinen Umgang bilden. Andere Bekanntschaften habe ich natürlich nicht. Und

überhaupt, ganz kurz gesagt, andere Leute habe ich bisher in Prag nicht bemerkt, nicht gesehen, nicht gehört . . . Ich muß wirklich ein Unikum sein, eine Monstrosität von verklebten Augen und Ohren, ein neuer Kaspar Hauser. Meine Sinneswerkzeuge sind auch in der Tat, da ich so wenig Verwendung für sie habe, ganz schwach und rudimentär geworden. Beispielsweise fehlt mir schon fast gänzlich der Sinn für Perspektive, das Orientierungsvermögen, die Fähigkeit, Gesehenes schnell wiederzuerkennen, jedes Orts- und Personengedächtnis, die Sagazität, schnelles Überblicken von Situationen. Das war nicht etwa schon seit meiner Jugend so, als Kind war ich sogar ein gefürchteter Allesbemerker und Allesfrager. Erst seit ich den inneren Abenteuern und Begriffen so nachhänge, hat sich dieser klägliche Zustand entwickelt . . . Und komischerweise ist nur mein Riechvermögen, so viel ich beurteilen kann, auf seiner früheren Höhe geblieben. Die Nase gibt mir wirklich die schärfsten Bilder der Außenwelt, so sonderbar das auch klingen mag; auf sie verlasse ich mich, während die andern Organe stumpf geworden sind.

Stumpf geworden . . . Bin ich nicht ganz und gar stumpf geworden . . . Es erübrigt noch, das Hauptgeständnis zu machen, meine tiefste Erniedrigung, mein Kanossa zu beichten. Dieser Fehler, der letzte in der langen Reihe, übertrifft alle übrigen an Seltsamkeit und Menschenunwürdigkeit. Es gibt traurige Stunden, in denen ich über ihn bitterlich weinen muß. Und nun heraus damit! . . . Also ich bin ein Schlafbold, ich schlafe zwölf bis dreizehn Stunden täglich, Tag für Tag. Das ist doch gewiß abnormal. Um zehn Uhr sich zu Bett zu legen und sofort, nachdem der Kopf ein wenig warm geworden ist, einzuschlafen, bis acht Uhr früh oder noch länger zu dösen, dann im Geschäft nach ein paar Strichen und natürlich nach ein paar solchen zwecklosen Gedankenketten von dieser übermenschlichen Anstrengung des Gehirnes so müde zu werden, daß man kaum die Augen offen halten kann und alle Dinge ringsum flüssig aussehen, direkt wie Öl in einer sich drehenden riesigen Flasche, dann gegen elf Uhr, um welche Stunde der Chef und entfernte Verwandte immer das Lokal verläßt und zu Gericht oder auf ein Gabelfrühstück geht, in

seinem Lehnstuhl einzunicken, zum Mittagessen zu erwachen, Nachmittag gegen vier Uhr auf das Sofa sich hinzuräkeln und wieder eine oder anderthalb Stunden ganz dumm zu verschlafen . . . das ist mein Leben. O pfui, wie tierisch, wie ekelhaft geradezu! Aber ich kann mir nicht helfen. Auch der Schlaf ist mir kein Genuß, er ist mir mehr als das, ein Bedürfnis . . . und das notwendige Gegenstück des andern Bedürfnisses, dieses nichtigen abstrakten Denkens und Gehirnanstrensens . . . Und diese Schlassucht ist es, die mir den letzten Zugang zur Außenwelt zauberhaft abschneidet; sie nimmt mir einfach die Zeit weg, in der ich ein tätiger glückseliger gewöhnlicher Mensch werden könnte.

Trotz alledem bin ich nicht unglücklich . . . Das waren meine ersten Worte und darauf beharre ich. Ich bin, wie ich sein muß, in meiner Art ein harmonisches Ganzes . . . Und nur, wenn ich von dem Standpunkt der übrigen Menschen, gleichsam von außen her mein Wesen darzustellen suche, das ich sonst von innen heraus rastlos und ohne Schwanken erfülle, dann erscheint mir dieser William Schurhaft, nur dann . . . als etwas, was besser gar nicht wäre.

III.

Glücklich oder unglücklich, jedenfalls blieb mein Leben mehrere Wochen lang in diesem ruhigen Zustand.

Da komme ich eines Abends in meine Wohnung, ohne aufzublicken wie gewöhnlich steige ich die schmale Treppe hinauf, sperre auf und trete in das dunkle Vorzimmer. Welch ein angenehmer, ganz unerwarteter Geruch! Nach Fichtennadeln! Er wirft mich mit einem Blitz aus meinem Spekulieren. Und sofort fällt mir ein: Sollte ich in ein falsches Stockwerk geraten sein? Ich kehre um, reiße die Türe auf. Nein, „Leontine Wiegand“ steht da. Beruhigt trete ich zum zweitenmal ein, zugleich voll Ärger über meine hündische Schnuppernatur, die mich der Nase mehr als den Augen trauen läßt. Überdies rieche ich jetzt auch schon Leontine Wiegand, d. h. nasse Tücher. Aber wirklich mischt sich heute ein rätselhafter neuer Duft in die gewohnte Atmosphäre, es ist seltsam, er überstutet, umflutet, erstickt mich. Und nicht nur im Vorzimmer, auch in dem ebenfalls dunkeln Zweifensterzimmer, durch

das ich hindurch muß, und in meinem einfenstrigen. Ganz bestürzt und aufgereggt sinke ich in einen Sessel hin, springe jetzt auf und will das Fenster aufreißen, besinne mich, taumle, Hände vor dem Gesicht, wieder in den Sessel. Ich zünde kein Licht an. Tief atmend ziehe ich die verzauberte Luft in mich, jeder Zug bebraucht mich neuerdings, läßt mich zittern und begehrllicher, immer begehrllicher werden. Ich seufze, ich bin ganz machtlos, ganz besiegt... Dieser Duft ist so frisch, so prickelnd, dabei trotz des Aufstachelns besänftigend und durch die Sanftheit wieder aufstachelnd. Er erinnert mich deutlich an den Geruch eines sonnigen Fichtenwaldes, noch mehr aber an den künstlichen Fichtenduft, den ich einmal in einem Wiener Ballsaale bemerkt habe. Dieser Duft geigt und flüstert und glänzt wie der Ballsaal, er ist wohl unaussprechlich lieblich... Und plötzlich steht ein Bild vor meinem Auge, das diesen Duft noch besser darstellt als das Ballhausymbol, ihn auf unerklärliche Art förmlich näher bringt... ich sehe nämlich eine glänzende ganz dünne Blechplatte und ein winziges kreisrundes Loch in der Mitte wie

eine Pore, durch das Loch sprüht unaufhörlich die duftende Essenz und zerstäubt im Zimmer. Komisch, ich sehe gar nicht ein, wo das Treffende dieses Vergleiches liegen soll; und doch trifft er und macht alles wundervoll anschaulich.

Weiterhin komisch . . . ich sitze immer noch, Hände vor dem Gesicht, im Sessel . . . weiterhin komisch, wie mir mit einemmale Anschauungen, ganz faßbare Gegenstände wie ein Ballsaal oder eine durchlochte Blechplatte, in den Sinn kommen. Ich denke doch, soviel ich bisher beobachten konnte, nur in Abstraktionen; und wenn mir einmal zur Verdeutlichung meiner Gedankenketten ein Symbol einfällt, wie vorhin die Recke und Tschinderbahnen oder der Backstagswind oder der Operngucker, so ist das, wie ich jetzt offen eingestehe, angelesenes Zeug, einfach Worte, bei denen ich mir gar nichts vorstelle, da ich weder Varietékünstler noch Seemann noch Theaterhabitué bin . . . Heute sind mir zum erstenmal handgreifliche Bilder im Sinn.

Erschöpft kleide ich mich aus und lege mich ins Bett. Der Duft wird mächtiger; es ist gerade so, als hätte er auf den Augenblick ge-

wartet, da ich mich hinlege, um dann mit aller Kraft aufzuspringen und über mich herzufallen. Und jetzt läßt er mich natürlich nicht einschlafen. Er kommt in allen möglichen Bildern auf mich zu, als Wolke mit drei leuchtenden Zacken, als weißer Nebelstreifen auf einer Waldwiese, als eine hochgrasige Waldwiese am Rande eines murmelnden Baches. Ich kann nicht einschlafen . . . Ich besinne mich auf den andern Geruch der Wohnung, der ja auch noch vorhanden ist, auf den einschläfernden Geruch der nassen Tücher, ich bemühe mich, ihn zu bemerken, ich rufe ihn förmlich zu Hilfe. Es entspinnt sich ein heftiger Kampf zwischen den beiden Gerüchen, der in meinem armen verwirrten Kopfe die Gestalt zahllos wechselnder Bilder annimmt. Nie habe ich mich für derlei interessiert; aber jetzt, je weiter die Nacht vorrückt, desto verrückter treiben sich diese Einbildungen vor mir herum. Da ist die hochgrasige Wiese von angenehmem Geruch der Fichtennadeln. Plötzlich . . . der andere Geruch will sich geltend machen . . . stürmen Millionen von zwerghaften Leuten auf die Wiese, jeder trägt ein nasses Tuch und breitet es wie zur

Bleiche aus. Gleich darauf, kaum ist die Wiese ganz bedeckt und wie ein einziges großes Linnen, kommt Leben in diese faltige weiße Fläche, das Gras wächst darunter ruckweise empor, sträubt sich förmlich und wirft die Tücher zur Seite ab, wie man im Übermut oder aus besonderer Kunstfertigkeit manchmal beim Fußballspielen Kopfstöße macht. Die abgeworfenen Tücher jedoch leben gleichfalls, sie rollen sich zusammen und kriechen jetzt als weiße nasse Schlangen durch das Gras, schnellen sich empor, fallen nieder und wollen das Gras niederdrücken. Da wandern aus dem nahegelegenen Wald die Fichtenbäume auf die Wiese, stellen sich in langen Kolonnen auf und beginnen, wie selbsttätige Dreschflügel, auf die Schlangen loszuschlagen . . .

So vergeht die ganze Nacht. Schon sehe ich, durch halbgeschlossene Lider blinzeln, wie die Schwärze des Himmels draußen matter, schäbiger wird. Ich bin totmüde, fiebernd werfe ich mich im heißen Bette hin und her, lege die Polster anders und wieder auf die frühere Seite zurück, wende auch das große Deckbett um, so daß die erhitzte innere Seite jetzt auswärts liegt

und die früher auswärts gelegene Fläche jetzt meine armen Glieder kühlt und an ihnen wieder warm wird . . . Endlich beruhigen sich meine Phantasien, der Kampf auf der Wiese tönt ab, eine Gestalt erscheint, eine weibliche Gestalt. Sie ist nackt und hell, etwas undeutlich, sie wandelt durch das hohe Gras, aus ihren Poren strömt der sanfterregende Fichtenduft. Ich strecke seufzend die Hand nach ihr aus . . . und mit dieser Bewegung schlafe ich ein. Jetzt tritt, aber immer undeutlich bleibend, die Gestalt noch näher zu mir, legt mir ihr warmes weiches Gesicht knapp vor meines und atmet mich an, mit süßen regelmäßigen Atemzügen, denen sich die meinen angleichen . . .

Wie ich früh erwache, bin ich munter und gesund. Keine Spur einer durchwachten Nacht. Und keine Spur irgendeines fremden Duftes im Zimmer, nur mein eigener Schlafgeruch macht sich breit. Ich stoße das Fenster auf, ziehe das Hemd aus und wasche mich mit eiskaltem Wasser, wie gewöhnlich, von Kopf bis Fuß. Dann kleide ich mich an . . . Überhaupt ist alles wie gewöhnlich. Auch meine Stimmung und gedankliche Disposition, die sofort ihre

üblichen ganz abstrakten Denkketten aufnimmt... Nur etwas dünkt mich bemerkenswert: ich habe heute nacht geträumt. Ich erinnere mich ganz gut an eine undeutliche Gestalt, die, als ich eingeschlafen war, näher zu mir trat. Ich habe geträumt, zum erstenmal in meinem Leben, soviel ich weiß.

Also schnell, fertig machen, um 9 Uhr will ich im Comptoir sein. Ich klinge um den Kaffee.

Fräulein Leontine kommt: „Ach entschuldigen Sie, einen Moment... Es dauert heute alles etwas länger... (Das neue Dienstmädchen... sie wird's gleich hereinbringen.“

Ich höre sie kaum. Ich bin schon wieder ganz in Reflexionen versunken, ganz abstrakt überlege ich den Unterschied von Träumen und Wachen. Nicht mehr das Konkrete, was ich heute geträumt habe, interessiert mich, sondern die Tatsache, daß es überhaupt so etwas wie Träume gibt. Kurz und gut, ich mache mich an das Problem von der Realität der Außenwelt heran...

Da ereignet sich das Außerordentliche, in wenigen Sekunden spielt sich ab, was meinem Leben eine ganz neue Richtung gibt... Es

dringt nämlich bei einem neuerlichen Öffnen der Türe der süße Fichtennadelgeruch in einem ganz unvergleichlich starken Schwall in mein Zimmer, viel stärker als gestern abends. Ich wende mich vom Nachtkasten, eine Krawatte in der Hand, voll um, ... da steht ein Mädchen im Zimmer, ein schönes kleines blondes Mädchen mit der blanken Auftragetasse vor sich, im Sonnenlicht; offenbar das neue Dienstmädchen. Ich habe mein Lebtag kein Mädchen angeschaut, aber ein schöneres gibt es gewiß nicht. Ich muß sie immerfort betrachten, glühend, es reißt mir förmlich die Augen aus dem Kopf und zu ihr hin... meine stumpfen Augen. Ich muß ihren abgerundeten Wuchs, der jede Bewegung der blaugesprenkelten Schürze ausfüllt, bemerken, das unregelmäßige ganz rätselhafte Gesichtchen mit einem Turm blonder duftender Flechten darüber, die müden blauen Augen, die schmutzibraun gemusterte Bluse, an der oben ein Knopf fehlt, weshalb sie eingeschlagen ist und im spitzen Ausschnitt den weißen zarten Hals und den glänzenden Anfang der Brust mit regelmäßigen griesartigen Pünktchen frei läßt. Das alles sehe ich in dem

Die Verkleinerung des Sololo Charak. 31
Hersch...
Todes...
di. kelare?

Bözena Stainden
Bözena Stainden
das Aussehen bei den...
1918

*Länge und Breite des
elk...*

Bruchteil einer Sekunde, mit fast schmerzhafter Anstrengung blickend; während sie das G von „Gu'n Morgen“ ausspricht, beginne ich meine Beobachtung, und alles, was hier aufgeschrieben ist, habe ich wahrgenommen, ehe sie noch das n an den kleinen Zähnen zerdrückt. Sie ist ernst und stellt, ohne mich anzusehn, das Tablett auf den Tisch. Dann entfernt sie sich hastig und draußen erschallt schon die zankende Stimme von Fräulein Leontine.

Was war das! Um der Ewigkeit und aller geheimen Dinge willen, was war das! ... Ich blicke noch immer vor mich hin. Meine Augen sehn, sie sind in Tätigkeit wie eine loschnurrende Maschine. Ich kann ihnen gar nicht Halt gebieten. Sie sehn immer noch auf die Stelle, wo vorhin das schöne Mädchen gestanden ist, wo sie das Tablett und die blanke Auftrage-tasse hingestellt hat, sie zergliedern den Teller, das Muster der Kaffeetasse, die Zuckerdose mit der verbogenen Zange, ein weißes Deckel darunter mit rosa Kreuzstichen, all das nehmen sie zur Kenntnis. Erst geraume Zeit später wird mir klar, daß ja jetzt von dem Mädchen nichts mehr zu sehn ist; und genau in dem-

selben Moment umwölken sich meine Augen wieder.

Aber sie machen nur einer andern, ebenso ungewohnten Sinnestätigkeit Platz. Die Wunder an diesem Morgen wollen gar kein Ende nehmen. Nein wirklich, ich werde plötzlich auf das Ge-zänk im Nebenzimmer aufmerksam, ich passe auf, ich trete sogar zur Türe und lausche; in dem unklaren Gefühl, daß der Lärm da drinnen für mich eine Wichtigkeit habe ... „Was, Sie wollen nicht die Fenster putzen! ... Sie freche Person, Sie ... ich habe Sie doch als Stuben-mädel aufgenommen. Da soll sich einer anschauen! Keine Fenster will das Mensch ... Hab ich Sie denn nur zum Fressen aufgenommen! Das können Sie natürlich aus dem f, das halbe Brot ist schon weg von gestern und die Kipfel für den jungen Herrn auch“ ... Man hört ängstlichen Widerspruch dazwischen, ein verschüchtertes Stimmlein. „Wie, Angst haben Sie? Ich werde Sie lehren, Angst haben. Sie sind mir überhaupt eine Feine, mit der Frisur. Ich will gar nicht sagen, wie Sie mir vorkommen. Was?“ Ich horche angestrengt, aber die Antworten sind zu leise. „Aber lassen Sie mich

aus! Ich werde Ihnen eine Sauce dazu machen. Morgen nachmittag werden die Fenster geputzt und basta!“

Wie drängt sich mir das alles auf! Wie interessiert mich das alles! Ewig möchte ich hier stehn und diesen Worten lauschen, die an ein so schönes Mädchen gerichtet sind, an der Tür stehen, durch die eben dieses Mädchen jeden Augenblick eintreten kann, in ihrem Duft stehn und lauschen. Es ist, als hätte die Außenwelt eine Einbruchsstelle in meinen sonst so versperrten Geist gefunden. Während ich meine Toilette beendige, denke ich gar nicht mehr an den „Begriff des Traumes“, „Realität“, ich hege nur noch einen ganz konkreten Wunsch und Willen: Wie ist es zu bewerkstelligen, daß ich dieses schöne Mädchen recht bald wiedersehe?

Ich beschliesse zuerst zu warten, bis sie wieder in mein Zimmer kommt, um das Frühstücksgeschirr wegzuräumen. Aber die Zeit, ins Comptoir zu gehen, drängt. Und leider weiß ich gar nicht, wie lange das Frühstücksgeschirr bei mir auf dem Tische zu stehn pflegt, ob man es am Ende nicht erst gegen Mittag ab-

räumt. Um solche Dinge habe ich mich leider nie bekümmert, die Hausordnung ist mir ganz unbekannt . . . Und dann komme ich erst abends wieder heim. Wie unpraktisch! Überdies, wie ist es bei uns am Abend eingerichtet; das Mädchen muß doch hereinkommen, um aufzubetten und das Nachtmahl zu bringen? Ich habe das nie beobachtet, ganz mechanisch und ohne aufzublicken habe ich hinuntergewürgt, was mir vors Maul kam; in meine endlosen Ideen begraben. Jetzt könnte ich einiges Empirische wohl gebrauchen . . . So vergeht die Zeit, $\frac{1}{2}$ 10 Uhr ist längst vorbei, und ich bin immer noch bei der ungewohnten lustigen Arbeit, Intriguen zu spinnen.

Dann raffe ich mich auf . . . vielleicht treffe ich sie überdies noch im zweifenstrigen Zimmer oder im Vorzimmer, soll ich sie dann ansprechen und wie? . . . ich verlasse mit stürmischen Schritten mein Kabinett. Verwundert schaut mich Fräulein Leontine an, ein „So spät heute?“ auf den Lippen. Ich lasse sie nicht zu Wort kommen, schnauze sie an: „Überdies sind meine zwei Kipfel noch drin. Ich habe sie absichtlich heute stehn gelassen,“ dann bin ich schon draußen.

→ Tonleu
→ keine Bekümmerte mit Frauen →
→ So man gefühl, verlegen

Das schöne Mädchen habe ich selbstverständlich nicht getroffen.

„Du darfst nicht so schnell durch die Zimmer gehn, mein Lieber,“ rede ich mich unterwegs selbst an, „das ist wichtig. Damit verringerst du dir selbst die Chance, sie anzutreffen... Überhaupt wirst du jetzt damisch aufpassen müssen, du bist jetzt auf dem Kriegspfade, mein Lieber, mußt alle fünf Sinne beisammen haben.“

Im Geschäft arbeite ich heute schnell und besonnen. Der Chef geht weg, aber ich denke nicht an ein Vormittagschläfchen. Ich beende alles prompt, ohne Aufschub, damit ich dann ungestört an mein Mädchen und die Intrigue denken kann. Und dann will ich zu Mittag einen Hauptcoup ausführen, der von langer Hand vorbereitet werden muß. Gegen zwölf Uhr mache ich einen Sprung auf die Gasse, kaufe bei dem nächsten Hökler eine Kleinigkeit Pfeffer und Salz. Eine Kleinigkeit, ha, aber immens bedeutungsvoll... Eine halbe Stunde später nämlich kommt der kleine Junge mit dem Mittagessen, das er täglich aus einem nahegelegenen Restaurant holt. Ohne daß es jemand bemerkt, gelingt es mir, meinen Pfeffer

auf das Fleisch, das Salz in die Suppe zu streuen, sogar die Mehlspeise verschone ich nicht. Jetzt klinge ich den Jungen noch einmal ins Comptoir, ich mache ein fürchterlich strenges Gesicht: „Was hast du denn da gebracht, du Idiot! Koste einmal!“ Der Arme kostet, er ist jugendlich naiv genug, das Stück Fleisch wieder auszuspucken. „Und davon soll ich mich nähren, was du ausspuckst, du verdammter Fratz. Na warte.“ Ich rufe den Chef, ich brülle wie besessen, ich lasse es mir nicht nehmen, mit dem Fleischtopf in der Hand durch das ganze Lokal zu stürmen, allen Angestellten eine Probe von dem anzubieten, womit man mich vergiften wollte. Ich lasse mir endlich die Tragik ausreden und der Abwechslung halber ziehe ich ein anderes Register, ich werde populärsarkastisch: „No ja, die Köchin muß verliebt gewesen sein.“ Dann variiere ich das Thema noch parodistisch, schließlich sogar sozialpolitisch. So bringe ich es zuwege, fast eine Stunde lang dieses Restaurant und alles aus Restaurants geholte Essen überhaupt zu beschimpfen; und mit dem Ausrufe zu schließen: „Von morgen an mittagmahl ich zu Hause, das schwöre ich...“

Das ist mir glänzend gelungen! Den ganzen Nachmittag bin ich in fröhlicher Erschöpfung von diesem ersten Ausflug in die Wirklichkeit.

Aber der Abend, der Abend! . . . Ich komme ganz kühn nach Hause, ermutigt durch die Machinationen des Tages, und überzeugt davon, daß ich jetzt die Hebel der Welt schon ein wenig zu bewegen weiß . . . Da ist mein Bett schon gemacht, das Abendessen prangt auf dem Tisch. Ich bleibe zitternd an der Tür stehn, ich muß mich festhalten. Ganz ungeheuerlich und grausam erscheint es mir nun, daß ich die Holde, um die ich den ganzen Tag gerechnet und geplant habe, heute nicht mehr sehn soll. Darüber werde ich nicht hinwegkommen, schreit es in mir. Einen Augenblick denke ich daran, in die Küche hinauszulaufen, sie zu umschlingen und herein in mein Bett zu tragen . . . Ja, ich begehre sie wahnsinnig, das brauche ich nicht mehr zu gestehn . . . Oder nein, ich werde nur hinausgehn, unter dem Vorwande, etwas im Vorzimmer vergessen zu haben. Oder halt, jetzt fällt mir das Richtige ein, ich werde ihr sagen: „Morgen esse ich zu Mittag hier. Kochen Sie mir etwas Gutes“ . . . Aber in diesem Augen-

blick, nachdem ich blitzschnell noch während des vorigen Gedankens mir überlegt habe, ob sie mich nach diesem kleinen Scherzwort anlächeln wird, fällt mir zum erstenmal ein, daß ich ja noch kein einziges Wort mit ihr geredet habe, daß ich ihr ganz fremd und gleichgültig bin, daß sie mich noch nicht einmal richtig angesehen hat. Und von der ganzen Höhe meiner Erwartungen abgestürzt, weiß ich mir nicht mehr zu helfen. Eben schien mir noch alles so nah, jetzt sehe ich ein, wie ich erst im Anfang stehe. Ich muß mich auf das Bett hinwerfen und fange im Dunkel der Polster an, bitterlich zu weinen.

IV.

So war der erste Tag meiner beginnenden Umwandlung verstrichen. Ich will jetzt erzählen, wie es weiter ging.

Eine traurige Nacht und ein trauriger Morgen . . . Erst als ich zu mittag nach Hause kam, sah ich das Mädchen wieder.

Ich trete mit ungeheuer verlangsamten Schritten in die Wohnung, diese Erfahrung

decke spielt das Bogenlicht mit feinem Singen auf fazettierten matten Glasplatten . . . wie auf seligen Teichen.

VI.

Die nächsten Tage war ich also ganz unglücklich, ganz tief unten. Meine Liebe und Sehnsucht nach der blonden Pepi überstieg alle menschlichen Schranken. Ich glaube, wenn das Schicksal oder die Macht, welche die Geschicke lenkt, ein Bewußtsein hätte, so hätte sie durch diese ganz außergewöhnliche Leidenschaft meiner Liebe, wenn sie auch noch so grausam wäre, beeinflusst werden müssen. Aber so ein Bewußtsein gibt es ja leider nicht.

Meine ganze freie Zeit verwendete ich dazu, das Mädchen in Prag zu suchen. Ich hatte da verschiedene Methoden und Einfälle; und das Seltsame daran war nur, daß immer gerade dann, wenn ein Einfall sich als erfolglos erwiesen hatte, wie zum Troste mehrere neue in mir auftauchten, die ich sofort mit aller Kraft in Angriff nahm.

Gleich am nächsten Tag suchte ich das

Dienstmädchenasyl, dessen Pepi ganz flüchtig in unserem einzigen Gespräch Erwähnung getan hatte, und fand es auch. Allerdings nach vielen Irrwegen und Fragen, obwohl es doch knapp hinter dem Rathaus liegt. Es ist eben unglaublich, wie göttlich kompliziert die gewöhnlichsten Dinge und Gedanken werden, wenn man sie praktisch in Angriff nimmt . . . Ich trat über eine holperige Holzschwelle in einen dunklen Flurgang, in dessen Hintergrund eine Wendeltreppe, von offener Gasflamme gelb bemalt, in neues, noch tieferes Dunkel führte. Wie immer beim Eintritt in ein fremdes Haus hatte ich das sehr unangenehme und unsichere Gefühl, es könnte mir jemand, irgend ein Hüter des Hauses, aus einem Verstecke zusehn und meine Bewegungen für verdächtig halten. Dadurch komme ich selbst dazu, mich gleichsam mit verdächtigenden Blicken zu betrachten. Gehe ich aus Höflichkeit leise, so sehe ich darin das Schleichen eines Einbrechers. Trete ich, um diesen schlimmen Eindruck zu verscheuchen, fest und lärmend auf, so bin ich gar ein Räuber . . .

Ich trat also in die Hausflur ein, ging nicht die Treppe hinauf, fand seitlich eine Tür und

kam gleich in das Hauptzimmer, eigentlich geradeswegs in den Gesellschaftsraum des Asyls.

Da war ich in der Ecke eines großen öden Raumes, die Fenster an den zwei aneinandertreffenden Seiten mir gegenüber gingen auf Gassen hinaus; denn das Asyl ist ein Eckhaus. Und gerade an diesen zwei Seiten, knapp vor den vielen Fenstern, also ziemlich fern von mir, jenseits des leeren, teppichlosen und ziemlich schmutzigen Holzbodens, standen zwei lange einfache Holztische. Und an diesen saßen die Dienstmädchen, saßen da und sangen ein Lied von irgend einer Schafferstochter Andulka, die aufs Feld gelockt wird von ihrem Liebsten, nachts, . . . ein ländliches Lied . . . Da sitzen diese Dienstmädchen, im Grau der Fenster, an zwei langen, rechtwinklig aneinandergrenzenden Tischen, wie eine große Familie; einige mir zugewendet, einige mit dem Rücken gegen die Tür, in unregelmäßigen Abständen und Gruppen, hier weit voneinander, hier mehrere beisammen, die einen groß, die andern klein; recht mannigfaltig. Und das Licht der Straße fällt durch die großen Fenster, eigentlich ist es eine staubige Dämmerung, aber stark genug,

um die schmale Wand zwischen den Fenstern und vornehmlich die Holzstäbchen am Glas, die Fensterkreuze, verschwimmen zu machen, aufzulösen, einen zitternden Glanz von Grauheit wie ein Tischtuch über den Tisch zu spreiten und die vielfältigen Gruppen der Mädchen als Schattenkontraste lebhaft auszufordern . . . Und in diesem fliegenden Glanze singen die Mädchen das ländliche Lied.

Eine tritt auf mich zu, die Oberin vermutlich. Sie fragt mich überrascht und freundlich, was ich wünsche; natürlich fragt sie tschechisch.

Und ich antworte ebenso, stockend, errötend. Es ist mein erster praktischer Versuch in der fremden Sprache. Wie angenehm ist es doch, einmal nicht in der Muttersprache zu reden. Jedes Wort besieht man und streichelt es, ehe man es in die kalte Welt hinausstößt, man küßt es förmlich wie einen ins Feld rückenden Sohn; jedes Wort . . . Inzwischen haben die Dienstmädchen nicht aufgehört zu singen, sie sind nur etwas leiser geworden, und es klingt wie eine gesummte Begleitung zu meiner kühnen und eigentümlichen Melodie.

Überdies sage ich also, was ich wünsche.

Ob nicht eine Pepi Vlková da ist oder da war,
ein obdachloses Dienstmädchen, Blondine.

Nein, es ist keine da und keine ist da-
gewesen . . . Ich habe mich ordentlich ver-
ständigt, eine vernünftige Antwort bekommen,
jetzt kann ich also gehn . . . Ich öffne die Tür,
gehe, schliesse die Tür hinter mir. Die Dienst-
mädchen erheben die Stimmen und singen wieder
lauter: Andulko šafařová . . .

Dieses ist das Lied, das man jetzt in der
ganzen Stadt hört. Jeder Straßenbahnkonduk-
teur singt es, jede Zeitungsausträgerin und
Semmelfrau, die Kinder auf dem Schulwege,
die Würstelverkäufer, die Handschuhmacher,
die Journalisten, die Tischlergehilfen, die Arbeiter
in den Maschinenfabriken . . . Alle singen das
ländliche Lied. Es hat einen slawischen Rhyth-
mus, weiche melancholische Tonfolgen, es gefällt
mir auch.

VII.

In den nächsten Tagen setzte ich meine Nach-
forschungen sehr eifrig fort . . . Pepi hatte
auch von ihrem Schwager gesprochen, das war
mir nicht entgangen. Mein Gedächtnis zeigte

X.

Mein jetziges Verhältnis zur Pepi, ich meine: der Stand der Dinge, war höchst unbestimmt, zweideutig. Nun wohl, ich hatte ihre Spur gefunden. Aber für den Sonntag und überhaupt für später war nichts verabredet . . . Denn sie kam auch an den nächsten Abenden nicht durch den Park um Bier; und meine Briefe, die jetzt ganz deutliche Adressen hatten, blieben unbeantwortet . . . Na sie konnte wahrscheinlich wirklich nicht schreiben.

Diese Tage ließ ich indessen nicht unbenützt verstreichen. Im Gegenteil, nie war ich so tätig und so vom Zweck des Daseins erfüllt wie damals . . . Kurz gesagt: Ich belagerte von früh bis spät in die Nacht mit kleinen Pausen die Langkranzische Wohnung. Im Geschäft hatte ich mich krank gemeldet . . .

Es ist wirklich ungeheuer schwer, so von außen und ungeladen in eine fremde Häuslichkeit Einblick zu gewinnen . . . Und gerade das war ja mein Ziel. Ich wollte durch die Beobachtungen, die ich auf meinen ewigen Fensterpromenaden anstellte, herauskriegen,

wann man bei Professor Langkranz aufstand, wann man frühstückte, mittagmahlte, jauszte, nachtmahlte, wieviel Zimmer, wieviel Kinder es gab, wie und wie oft die Zimmer aufgeräumt, die Fenster geputzt wurden, wer auf Ordnung hielt und wer nicht, wer zu Besuch kam, und alles andere. Das war eine fürchterlich komplizierte Aufgabe, aber so konkret und lebendig, so ganz im Geiste meines jetzigen Lebensrausches, so ganz anders als mein ehemaliges Dahinvegetieren.

Und ich machte in diesen atemlosen und spannenden Tagen auch einen gewaltigen Schritt nach vorwärts. Während ich nämlich die ganze Zeit bisher dazu gebraucht hatte, um auf das Niveau der gewöhnlichen Menschen, der im Leben üblichen Findigkeit und Klugheit zu gelangen, begann ich jetzt aufzuglänzen, aufzusteigen, der Meister aller Detektivkünste und praktischen Eingebungen zu werden . . . Es war wirklich bewunderungswert, wie ich diese Spur festhielt und um nichts mehr in der Welt preisgab, wie ich um das Haus schnüffelte und kroch, wie ich in einer der belebtesten Straßen Prags gleichsam Wacht-

posten stand, ohne den Passanten oder den dort ansässigen Ladeninhabern verdächtig zu werden. Noch unlängst hatte ich mich gefürchtet, überhaupt in ein Haus einzutreten. Jetzt bot ich schon der ganzen Welt Trotz . . . Ich strotzte von Witz und Scharfblick, von neuen Erfahrungen. Es war eine erhabene ruhmvolle Zeit. Ununterbrochen lernte ich und stieg über die andern Menschen empor.

Ein Beispiel: Da habe ich vorhin eine Freitreppe im Park erwähnt, auf der ich mich zuerst versteckt geglaubt, dann bestrahlt gefunden hatte. Im genaueren hatte sich die Sache folgendermaßen abgespielt . . . und ich schicke voraus, daß diese Situation wie alles Lebendige höchst kompliziert und kaum erschöpfend zu beschreiben ist . . . Da gibt es im Stadtpark eine steinerne Treppe, deren oberste Plattform durch eine niedrige Hecke und ein Eisengitter von dem nächsten höher gelegenen Weg abgeschlossen ist. Auf diesem Weg gibt es weiterhin eine Laterne; eigentlich viele Laternen, aber hier kommt nur eine in Betracht. Diese eine Laterne leuchtet über die Hecke hinweg in die leere Nachtluft hinein,

die Treppe aber mit ihren Stufen liegt in tiefem Schatten. Kein Mensch kann wähen, daß er irgendwo besser geborgen ist, als wenn er sich auf diese schattige Treppe oder Plattform setzt; er sitzt mitten in der Dunkelheit. Aber inzwischen ist sein Kopf bestrahlt, jämmerlich sichtbar, direkt von einem Glorien-schein umwoben, wie die Poeten sagen . . . Dies bemerkte ich nachträglich, nachdem ich mein herrliches Versteck schon verlassen hatte. Ein Liebespaar ließ sich nämlich nach mir auf diesen heuchlerischen Stufen nieder, sie küßten einander, sie waren traut und heimlich; und dabei tagte es förmlich um sie. Die Hecke ist nämlich etwas zu niedrig und die Lichtstrahlen der Laterne treffen zwar nicht die Treppe, aber alles, was eine gewisse Höhe darüber hat . . . Das weiß ich, ich bin jetzt gewitzigt und um eine Erfahrung reicher als weitaus die meisten Liebespaare des Stadtparks.

Ich lebe, ich belagere, ich bin tätig, ich freue mich . . . nur denke ich manchmal: Warum läßt sie sich eigentlich belagern, die Pepi? Warum alle diese Schwierigkeiten? Liebt sie mich vielleicht doch nicht, trotz der

Küsse und Fingerumarmungen? . . . und dann werde ich traurig . . . Im ganzen ist es eine zusammengesetzte, kaum begreifliche Stimmung, kompliziert wie alles Lebendige. Nämlich so: daß dieses Mädchen rätselhaft und spröde ist, bereitet mir Pein; aber es erzieht mich auch und bringt mich vorwärts. Ich weiß daher nicht, ob ich all dieser Schwierigkeiten Ende herbeiwünschen soll oder lange Dauer. Ich bin verliebt und sehnsüchtig, zugleich zufriedengestellt und wacker.

Überdies erzielte ich am Freitag vormittag einen riesigen Erfolg. An diesem Freitag wußte ich schon alles über die Hausordnung von Professors, nicht das Geringste hatte sich meiner Spionage entzogen. Und ich wußte auch, wann der Aschewagen vor dem Hause hält . . . Täglich paßte ich ihn ab, und am Freitag kam auch richtig unter andern Mädchen Pepi mit einer Kiste voll Asche herunter. Ich blitzschnell bei ihr. Sie schien freudig, nicht sehr überrascht, ernst und selbstverständlich wie immer. Diesmal trug sie ein schmutziges Kleid und die blaugesprenkelte Schürze darüber, die ich schon kannte. Sie stellte die Kiste nieder, und

während sie mit mir sprach, wischte sie ihre beschmutzten Handflächen immerfort an ihren Hüften ab, so nett und eitel, wie sie eben war. Sie sah reizend aus, und ich glaubte zu bemerken, daß sie nicht viel mehr unter der Bluse und besonders unter dem Rock anhatte. Es ergab sich eine verführerische Stellung, als sie die Kiste dann zu dem Wagen emporhob, wobei sie auf den Zehenspitzen stand, die Kleine, und ihre volle Brust zu einer glatten Welle aufschwellte . . . Die Sonne glitzerte über die Straße und in alle Fensterscheiben, ein schöner Tag mit guter Morgenluft war es. Und die Haare des Mädchens waren noch lockerer als sonst, noch üppiger, noch blonder.

Ich sagte, kurz und bündig, wie ich es mir vorgenommen hatte, ohne mich auf Vorwürfe und zweckloses Zeug einzulassen, tschechisch: „Wollen Sie diesen Sonntag, das ist übermorgen, mit mir spazieren gehen? Sagen Sie, bitte, ja oder nein.“

Sie lächelte und sagte ja.

„Um wieviel Uhr haben Sie Ausgang und wie lange?“

Sie lächelte wieder und nannte die Zeit von vier bis acht Uhr.

„Gut, dann werde ich Sie also hier vor dem Haus Punkt vier Uhr erwarten. Ich bringe Ihnen eine schöne Bluse mit, die ich für Sie gekauft habe . . . Noch eines, bitte, nehmen Sie ein Kopftuch auf, Ihre Haare sind zu schön und zu auffallend. Und es muß ja niemand wissen, daß wir miteinander gehn . . . Haben Sie das alles verstanden und werden Sie kommen, Pepi?“

Sie lächelte auch diesmal, blinzelte in die Sonne, sagte ja, mehrmals hintereinander, dann lief sie in das Haus. Die Hände wollte sie mir nicht reichen, sie hielt beide mit der Kiste unter der Schürze versteckt.

XI.

Drei Geschäftskollegen, die mich Sonntag nachmittags trafen, als ich eben glatt gekleidet und rasiert, den Karton mit der Bluse tragend, den Wenzelsplatz hinaufftürmte, blieben stehn und riefen mich an: „He,

Schurhaft, Sie laufen da gewiß zu dem Mädel, mit dem wir Sie vorgestern hier irgendwo stehn sah'n?"

Ich bin so verblüfft, daß ich es fast zugebe.

„Aber wie kann man nur! . . . mit einem Dienstmädel! . . . Das ist doch nicht gerade standesgemäß.“

Ich verabschiedete mich und eilte weiter. Ich war voll von Begierde und Fieberspannung, ich war einfach zum Sterben verliebt . . . Merkwürdig überdies, daß ich mir diese ganze Angelegenheit doch so gründlich und, wie ich glaubte, nach allen Seiten überlegt hatte, aber auf diesen Standpunkt meiner Kollegen nie auch nur von ferne gekommen war . . . Nein, wie kompliziert die Welt doch ist!

Es ist erst dreiviertel vier Uhr.

Aber trotzdem tritt aus dem Hause Pepi Vlková, sie selbst. Etwas, was ich nicht sehe, geht neben ihr.

Pepi Vlková ist elegant angezogen, ich sehe sie von Weitem herankommen und mein Herz klopft vor Vergnügen; ja so oft ich sie noch getroffen habe, immer ist sie häßlich angezogen gewesen. Weil wir einander bisher

eben immer nur durch Zufall getroffen haben, Heute aber hat sie mich erwartet . . . und hat sich für mich, für mich schön angezogen. Für mich . . . fasse das, mein Herz . . . Sie trägt sogar einen Hut und einen blauen Schleier mit kleinen Samtflocken.

Sie steht vor mir, sie stellt mir die Dame neben sich vor als die Köchin, ihre Freundin. Und sie sagt, daß sie eigentlich diesmal lieber mit der Freundin spazieren gehn wolle. Adieu.

Das zerschneidet mich. Also entfliehn wollte sie mir vor der festgesetzten Zeit. Ich hätte wieder stundenlang in Nervenqualen warten sollen, wie so oft schon.

Nein, nein, nein. Diesmal keine Schwachheit, kein Zurück, kein Hindernis! . . . Ich sporne mich; ich rede sie an, die schon ein paar Schritte mit der Freundin voraus ist.

Es kommt zu einer heftigen und ganz seltsamen Szene, auf offener Straße. Ich kämpfe um mein Glück, ich blitze und donnere, ich rede mit Gewandtheit und Nachdruck, männlich rücksichtslos. Ich bezweifle einfach, daß die beiden wirklich so innige Freundinnen seien, ich klatsche aus, was mir die Pepi über

die Köchin anvertraut hat . . . Hierauf zieht die Freundin mit faurem Gesicht ab, Pepi bleibt mir, hurra, und sie scheint nicht einmal sehr böß darüber, sondern hängt sich sanft und warm in mich ein. Wer kennt sich in diesen Frauen aus! Wahrscheinlich wollte sie nur überredet sein.

Ich hatte aber noch kaum zwei Worte mit Pepi geredet, da nahte schon eine neue Gefahr . . . Ja es war mir beschieden, an diesem großen Sonntagnachmittag meine ganze Kunst und Lebenstüchtigkeit zu zeigen . . . Meine drei Kollegen kamen nämlich mit lautem Gelächter hinter uns beiden her, sie machten Aufsehn, gebärdeten sich wie ein Gefolge, wie ein betrunkenes Gefolge und schienen überhaupt gelaunt, mich in einer Seitengasse durchzuprügeln . . . Pepi wurde glühend rot, ihre ängstliche Seele wagte kaum mehr einen Flügelschlag, sie schmiegte sich an mich und wimmerte: nein diese Schand', das überlebe sie nicht. Wenn ihr nur endlich die Männer Ruh geben möchten. Sie wolle nach Hause, keinen Schritt weiter . . . Ich fühlte es, daß sie Schutz von mir erwarte, daß ich durch

dieses Abenteuer alles bei ihr gewinnen oder alles verlieren könne. Ich lugte nach einem Polizeimann aus, ich riß Pepi durch all die kleinen Gäßchen und Durchhäuser, um die Verfolger irre zu führen. Aber sie kamen um jede Ecke herum, trampelnd und bedrohlich . . . Da hatte ich einen prachtvollen Einfall. Wir waren schon in der Vorstadt Zizkov, in der Gegend der Absteigquartiere. Nun bogen wir in eine Gasse, die nach rechts zum beliebten Hotel Mysch, nach links gegen den Bahnhof und harmlose Kaffeehäuser führt. Ich eilte jetzt noch mehr, ermunterte Pepi zu einer letzten Anstrengung und . . . bog mit ihr nach links ab. Das half. Wir hatten das Vergnügen, die Kollegen nach rechts weiterstürmen zu sehn. Wir waren gerettet.

Bald saßen wir im Kaffeehaus und die schönsten Stunden meines Lebens nahmen nun ihren Verlauf.

In so einem Kaffeehaus sitzen, in einer kleinen mit Holz ausgelegten Nische wie in einer Kajüte, hübsch abge sondert von den andern Passagieren, an einem kleinen Tischchen, während fernes Brausen durch das matte

Fenster hereindringt . . . ach, das ist gut und nett und schaukelnd. Und mein kleines erobertes Mädchen sitzt mir gegenüber, ich kann ihr immerfort die Hand reichen, ich kann wie zufällig ihr Füßchen streifen, dann streicheln, ich darf sie ansehen und die lieben Reden vernehmen. Sie schaut jetzt träumerisch drein, leicht rosig, und das Rosa der Wangen, das Blau der Augen, das Blond der Haare geben den entzückenden Durdreiklang. Ich bemerke jetzt überdies, wie viele Nüancen ihr Blond hat, unzählig viele Nüancen, nicht zwei Flechten nebeneinander sind gleicher Farbe, sondern die einen schimmern wie nasses Gold, andere glänzen wie Rohseide, andere sind tiefdunkel oder hellgelb wie Zitronensaft oder rötlich. Aber jede Flechte ist rund wie ein Apfel.

Nun beginne ich zu schildern, wie gut zu solchen blonden Haaren die Bluse, die ich gekauft habe, passen wird. Die Bluse, die hier in diesem unscheinbaren Karton am Tische lehnt. Schwarz, voile de laine . . . Das ist meine List. Ich will sie nämlich ins Hotel locken.

Und Pepi ist sorglos und glücklich. Immerfort streichelt sie meine Hand und den Fuß und lächelt süß. Und mit vielem Vergnügen löffelt sie den Eiskaffee, den ich für sie bestellt habe; ja das glaub ich, das schmeckt ihr . . . Wie es mich doch freut, einem so traurigen Geschöpf endlich zu einer Freude zu verhelfen. Die ganze Woche muß sie arbeiten und für andere leben, nur den Sonntag nachmittag atmet sie.

„Also nicht wahr, Pepi. Sie nehmen die Bluse an. Von mir können Sie doch ein Geschenk annehmen, da ich Sie so gern habe.“

„Ja, ja, vergelt's Gott,“ und sie zieht mit kindischer Zufriedenheit den Karton auf ihre Seite hinüber.

„Wissen Sie, ich hab eine Idee. Sie werden jetzt gleich die Bluse anprobieren, ob sie Ihnen paßt. Ich bin schon schrecklich neugierig . . . Und dann könnte ich sie morgen früh gleich umtauschen, wenn sie Ihnen nicht paßt, und etwas anderes bringen.“

„Ja, ja . . . aber wo soll man das probieren.“

„Ich weiß schon. Hier in der Nähe ist ein Hotel, neben dem Bahnhof. Da machen wir

halt so, als ob wir Reisende wären, eben aus Klagenfurt angekommen. Ich nehme ein Zimmer für mich und meine Frau. Dort probieren wir die Bluse und gehn dann wieder spazieren.“

„Dös is a Spaß, dös is fein.“

Ich erschrecke fast darüber, wie mir das alles gelingt. Ahnt sie vielleicht nichts? Aber wie wir das Kaffeehaus verlassen, zieht sie sich den Schleier dichter an und vorher hat sie mir diesen verschmitzten Blick zugeworfen, wie damals „I bin halt so a Luder“ ... Vielleicht ist sie gar nicht so naiv, wie ich glaube ... Wir gehn, wir plaudern. Nie werde ich mich in diesen Dingen auskennen!

... Das Hotelzimmer ist licht, licht und schön. Sonne durch die Fenster, über das weiße Tischtuch, über das blendend weiße Bett. Es ist hier heller als auf der Straße, weil keine Häuser gegenüber Schatten werfen, gegenüber gibt es nichts als Luft, weithin Luft und Licht, freie Helligkeit über dem großen Schienennetz des Bahnhofes da unten. Alles glänzt in dem Zimmer, jedes Glas, der Zündhölzchenbehälter, jeder Teller auf dem Tisch, selbst das polierte Holz, der Spiegel, in jede

Ecke keilt sich die sinnliche Pracht einer Sonntagnachmittag-Sonne. Und unten dröhnen die wilden Züge, schwere Eisenmassen, wuchtiges Holz, angefüllt mit glücklichen, jubelnden Menschen, sie dröhnen, sie dröhnen ... Licht und Lärm in dem kleinen, braven, ruhigen Zimmer.

Hinter dem Ofenschirm entkleidet sich Pepi. Ich halte die Bluse in der Hand.

Jetzt ist sie also so weit. „Geben's also her,“ ruft sie und ein weißer Arm kommt um den Schirm herum.

Ich aber ... ich werfe die Bluse auf den Tisch, stoße den Schirm mit einem Fußtritt zur Seite und umarme das Mädchen. Sie lächelt, sie verbirgt den Kopf an meinem Hals, sie preßt sich eng an mich, im Hemde, während mich ein warmes Rieseln von oben bis unten anfüllt. Schnell putze ich den Rock völlig von ihr hinunter und ziehe sie in das Bett ... Kitzelnde Haare an meinen Wangen, nackte heiße Glieder um mich, wie ich mich drehe, Duft und Duft ... Da erfüllt sich die Natur. Ich bin zum erstenmal Mann, ich ertrinke in Annehmlichkeit und Wohlgefallen ...

Dann liegen wir ruhig da, dicht beieinander, ineinander, ich fühle tief atmend nicht mehr die Grenzen meiner Körperlichkeit, nein, mein Blutkreislauf hat einen Weg in den ihren gefunden, mein Blut kreist in ihren Adern weiter und liebes fremdes Blut hat sich in meinen Gefäßen eingefunden. Wir sind einig, wir sind glücklich.

Und nun erfaßt mich ein grenzenloses Wohlwollen gegen das liebe, schöne Mädchen neben mir; jetzt erst, da sie die Begierde gestillt hat, bin ich ihr dankbar und von ganzem Herzen gut. Ich denke nicht mehr an Intriguen und Kampf und Überlistung . . . nein, du lieber Mensch neben mir, ich habe dich lieb, ich bin dir gut, du bist mein Mitmensch, mein Gefelle, mein Freund, ich lobpreise dich, du bist von Gott geschaffen . . . Und die Sonne scheint in das warme Bett und dröhnende rauschende Züge fahren ein, rollen in ihrer Vollkraft davon, brausen und sausen.

Und Pepi neben mir ist so still, so sanft wie eine Pflanze, mit geschlossenen Augen und bebendem Mund . . . Und nun summt sie, leise, ganz leise, ein Lied, sie legt den Mund

ganz nahe an mein Ohr und singt mir, vielleicht ebenso dankbar wie ich, mir das ländliche Lied vor, von dem jetzt die ganze Stadt widerklingt.

Sie singt, fein wie eine Harfe in der höchsten Lage, tschechisch in mein Ohr:

„Andulka, Schafferstochter, du hast die Gänslein nicht zu Haus. Die Gänse sind im Gerstenfeld; Andulka treib sie heraus. Treib sie aus dem Gerstenfeld, ehe der weiße Tag kommt. — Ich möchte sie her austreiben, wenn ich nur nicht so viel Furcht hätte. Die Frau Mutter schläft leise; wie ich aufstehe, wacht sie auf. Ich darf nicht aus dem Kämmerchen, ehe der weiße Tag kommt. — Andulka, Schafferstochter, sei nur nicht närrisch. Vor der Frau Mutter keine Angst, du mußt auf den Fußspitzen gehn. Aus dem Kämmerchen schlüpfst du, ehe der weiße Tag kommt. — Mein lieber Jenik, ich kann nicht einmal auf eine Weile kommen. Im Vorhaus der Herr Vater hat sich gleich hinters Tor gelegt. Wenn das Tor nur ein bißchen knarrt, kommt er gleich auf uns heraus. — Andulka, Schafferstochter, der Herr Vater ist nicht zu Haus.

Der sitzt beim Krüge, kommt erst am Morgen zurück, er geht nicht aus dem Wirtshaus, ehe der weiße Tag kommt. — Mein lieber, lieber Jenik, ich komme sofort. Die Frau Mutter schläft fest, die wacht schon nicht auf. Wir werden den schönsten Tag haben, ehe der weiße Tag kommt. — Andulka, Schaffers-tochter, sag kein Wort, daß wir uns geküßt haben, im Dunkel versteckt haben, sag nicht, daß ich schuld dran bin, daß ich dich herausgelockt habe. — Jenik, sei nur fröhlich, ich sag nichts zu Haus. Ich sag's nicht der Frau Mutter, daß wir uns geküßt haben. Das mußt du schon selbst sagen, bis der richtige Tag kommt. — Andulka, Schafferstochter, du hast die Gänselein nicht zu Haus. Die Gänse sind im Feld geblieben, steh jetzt auf, treib sie heraus, treib sie aus dem Gerstenfeld, ehe der weiße Tag kommt. — Deshalb bin ich nicht aufgestanden, um sie herauszutreiben. Lieber als die Gänselein sind mir deine Küsse. Nur an die will ich denken, bis der weiße Tag kommt.“

Und nun küsse ich sie wieder, und sie denkt nur an meine Küsse, an die vielen Umarmungen

Die Stunden vergehn. Im Zimmer ist der Glanz erloschen. Ihre Brüste, die so weiß wie Porzellanglocken waren, werden matt, noch sanfter, noch liebender. Und der zarte weiße Griesß an ihrem Hals zerstäubt.

Die Stunden vergehn . . . Sie erzählt jetzt von ihrer Heimat, von dem Dorfe irgendwo mitten in Böhmen, zwischen Wäldern und Kornfeldern, fern von den Eisenbahnlinien, in einem lieben Tal. Sie erzählt tschechisch und das „Tal“ heißt auf tschechisch údolí, auf der ersten sehr langen Silbe betont. Wie hingestreckt und blumig weiß sie das auszusprechen, ein Sonnenuntergang ist in dem Wort.

Die Sonne ist untergegangen und wir liegen immer noch im warmen dunklen Bett . . . Eine Zeitlang habe ich wieder von all dem gesprochen, was mir so durch den Kopf geht, ich habe ihr Vorwürfe gemacht, ich habe sie nach der Freundin und dem Bräutigam ausgeforscht, nach all diesen rätselhaften Dingen, die mir indes durch ihre Antworten immer nur noch verwirrter erscheinen. Denn sie lügt vielleicht . . . Dann erzählt sie wieder etwas, eine Geschichte aus ihrer Jugend. Sie taucht ganz

zurück in ihre Kinderjahre und in ihre Heimat. Ein zartes Mäderle mit blondem Zopf ist sie jetzt, die Gänse treibend mit dem Zuruf: hufy, hufy, hufy, am Dorfteich, dann vor der Kirche im Sonntagsmieder. Burschen mit Mützen aus Otterfell kommen zum Tanz, aber niemand tanzt so feurig wie der alte Müller, der doch fünf erwachsene Söhne hat. Später hat er dann noch eine junge Frau genommen, aber das war nicht zum Glück. Mit der kleinen Tochter des Müllers ist die kleine Pepi immer baden gegangen, und einmal ist die Freundin plötzlich beim Schwimmen vom Krampf gepackt worden und ertrunken, ehe man ihr Hilfe bringen konnte. Der Wassermann, der hastr-man, habe sie hinuntergezogen, flüsterten die Leute, er sei schon lange neidisch auf den lustigen Müller gewesen. Pepi erzählt das und sie setzt gleich dazu: „Ich glaube nicht an das, was die Leute sagen. Das sind nur dumme Märchen.“

Ich frage, was nachher aus dem Müller geworden sei.

Ausgewandert ist er, ja, nach Amerika, ein rüstiger Greis. Sie erzählt mir alles, wie er

dann später geschrieben habe, die Söhne sollten nur nachkommen, er sei jetzt wieder reich und wolle sie schon unterbringen. Das halbe Dorf sei damals ausgewandert, denn zu Hause war ja kein Verdienen mehr. Nach Wien seien die Familien gezogen, ins deutsche Böhmen, in die Städte, viele nach Amerika. Sie selbst habe auch fortmüssen und dienen, zu Hause war große Not.

Ich frage sie, ob sie gern wieder nach Hause zurück möchte.

Nein, um alles in der Welt nicht, sagt sie, ihr gefalle es am besten in der Stadt ... und bei mir, setzt sie noch leise hinzu.

Ich habe sie so unendlich lieb und deshalb, um sie vor schlimmen Szenen zu schützen, erinnere ich sie daran, daß schon hübsch spät Abend ist.

Aber sie seufzt und klammert sich an mich. Wir gehn noch einmal in Küssen, in Süßigkeit unter ...

Dann zieht sie sich wieder an, in dem ganz finstern Zimmer. Die Züge draußen tragen schon erleuchtete Coupéfenster vorbei und farbige Lichter stehn über der dunklen Fläche

des Bahnhofes . . . Sie zieht die neue schwarze Bluse an, die ihr reizend steht. Von neuem erwacht meine Raserei, wie ich sie so verwandelt vor mir sehe.

Aber ich bezwinge mich, ich bleibe ruhig und mild. In vollkommener Eintracht verlassen wir das Haus und gehn in Schlußarm durch die Straßen. Plötzlich, an einer dunklen Ecke, schreit sie leise: „Mensch, einen Kuß!“ und wir sind ganz gut miteinander, verständig und verliebt, wir können einander nichts mehr abschlagen.

Ich begleite sie bis zum Wenzelsplatz. Wie schwer wird es uns, voneinander zu scheiden. Aber wenn es sein muß . . . Dafür haben wir einander am nächsten Sonntag wieder, das wird ganz fest ausgemacht. Nächsten Sonntag um 4 Uhr beim Staatsbahnhof. Adieu.

An diesem Abend bin ich rein und glücklich wie ein Engel. Ich sitze zu Hause, die Petroleumlampe auf dem Tisch gibt ihr gelbes bescheidenes Licht, das einfenstrige Zimmer ist heute traut, ein Stübchen. Und Weltall und Gott und die Folge der Zeiten sind mir jetzt nah und lieb . . . Alles, was ich an diesem großen

Nachmittag erlebt habe, zieht vorbei, das tschechische Volk in seinen Dörfern, mit seinen rührenden Liedern. Ich verstehe es nun, ich verstehe seine ängstliche kindische Seele in meiner Geliebten, ich sehe, wie es bedrängt von einer agrarischen Krisis in die Städte flüchtet, und ringsum die deutschen Lande stürmt. Man muß kämpfen, der Kinder sind zu viele und das Land ist verteilt. Aber ich denke mir in meiner gütigen Stimmung, der Kampf könnte etwas lächelnder geführt werden, lebenswürdiger, nicht so verbittert und von allen Seiten erhitzt . . . Und ich sehe die heißen Städte Böhmens vor mir, die Bauernschaft kommt durch die Tore, ein geheztes melancholisches Volk von Arbeitern, Dienstboten, Huren. Sie bringen ihre ländlichen Lieder mit, wie einen Luftzug vom Dorfteich her, und ganz Prag erklingt einmal von dem Lockrufe eines Bauernjungen an eine Andulka, Schafferstochter. Dabei sind sie gar nicht sentimental, sie wollen gar nicht auf das Land zurück, sie glauben nicht mehr an Märchen, sie sind ganz zufriedengestellt mit städtischen Erlebnissen, und der Tod einer blutjungen Freundin, eines zarten Kindes

im Mühlbach dient als Schmuck für ein liebe-
heißes Hotelzimmer . . . Wie anders stellt man
sich gewöhnlich das Volk vor, als es wirklich
ist. Man klebt ihm die Gefühle, die es kaum
bewußt wie eine Ahnung im Innersten trägt,
ganz äußerlich an; man will es in einer ewigen
Sehnsucht nach der Heimat, indessen wandert
es fröhlich noch mit weißen Haaren nach
Amerika aus.

Ich verstehe die Tschechen, diese Nation von
vielen Talenten und Schönheiten. Wie blind
war ich die ersten Tage über in Prag, daß ich
die jungen Ströme fremdartigen Lebens um mich
gar nicht bemerkt habe, nicht den einzigartigen
Reiz dieser Stadt, der in der Zweisprachigkeit
besteht, in abwechselnd deutsch und tschechisch
geführten Gesprächen voll Unregelmäßigkeit und
unerhörten Nuancen, in einer massiven Wechsel-
wirkung und in einer seltsamen Doppelkultur,
die ihresgleichen in der Welt nicht hat . . . Ich
achte den Gegner, die tschechische Sprache,
die so sexuell ist, daß sie sogar beim Verbum
oft das Geschlecht ausdrückt. „Ich bin gegangen“
heißt šel jsem von einem Manne, šla jsem von
einer Frau. Wie berechtigt, da es doch ein

ganz anderes Gehn beim Manne als bei der
Frau ist.

Bis lange nach Mitternacht sitze ich bei Tisch
und kann meiner glückseligen Gedanken nicht
Herr werden. Ich blättere in der griechischen
Anthologie und fühle mich eins mit den Sängern
aller Liebesgedichte, eins mit den gütigen und
vieles verstehenden Menschen. Gott, ich lobe
dich . . . Und da finde ich noch in einem Ge-
dicht von Rufinus, dem ich über Jahrhunderte
hinweg die Hand drücken möchte, diese schönen
Zeilen für mich:

*Μάλλον τῶν σοβαρῶν τὰς δουλίδας ἐκλεγόμεσθα.
Ταῖς δὲ χάρις καὶ χεῖρας ἴδιος καὶ λείπρον ἐτοῖμον . .*

Ja ich denke daran, was mir heute zu Beginn
des Nachmittags die drei Geschäftskollegen
vorgeworfen haben. Und nun kommt über
Jahrhunderte hinweg ein griechischer Dichter,
eigentlich ein griechisch schreibender Römer, in
seinem Mantel, der durch den Sternenraum
schleppt, er kommt zu mir und gibt mir Recht
in einigen leichtfertigen süßen Versen, die er
für mich niederschreibt, dieser edle Gesinnungs-
genosse. Ja wir beide, Rufinus und ich, wir

ziehn die Dienstmädchen den stolzen Damen vor, wir lassen uns berauschen von ihrer Anmut und dem natürlichen Fichtennadelduft ihrer Haut. Adieu, Pepi, ich bin verliebt in dich, ich bin dir ewig dankbar, meine Geliebte. Gute Nacht, schlafe süß, träume von mir.

XII.

Am nächsten Sonntag wartete ich beim Bahnhof.

Vergebens.

Ich stand von vier Uhr an bis Abend.

Dann nahm ich einen Anlauf und rannte gegen die Wand. Blutüberströmt stürzte ich hin. Einige Leute hoben mich auf und brachten mich ins Spital.

Indessen wurde ich nach einigen Tagen entlassen, man hatte mir nur ein paar Nadeln durch die Schädelhaut gezogen . . . Aber es waren wahnsinnige Tage, ich liebte und war wütend. Ist sie am Ende nach Amerika ausgewandert, um den ewigen Verfolgungen der

Männer zu entgehn? Ein dummes Ding ist sie, nichts weiter.

An demselben Tage, an dem ich das Spital verlassen hatte, sah ich sie. Sie war schlecht angezogen wie immer, wenn ich sie zufällig traf. Ich sah sie von weitem, ballte die Faust in der Tasche und ging ihr nach. Zuerst dachte ich daran, sie öffentlich zu ohrfeigen, das Luder. Dann aber hielt ich mich in Entfernung und war neugierig, wohin sie ging.

Sie ging auf das Zollamt zu . . . ja bei Gott, sie trat im Zollamt ein.

In diesem Augenblick, da sie durch das Tor eintrat, barst etwas in mir. Schnell dachte ich noch an den komplizierten und langen Vorgang bei der Zollabfertigung, den eine dumme primitive Seele, als die ich mir Pepi zur Entschuldigung zu denken pflegte, absolut nicht begreifen kann . . . Ich dachte an den Zoll, an diese Deklarationen und Zettel und brummigen Beamten. Ich dachte an Pepi . . . Aber ich konnte mir diese Tatsachen nicht zusammenstellen, ich konnte keinen logischen Schluß daraus ziehn . . . Ich sah nur immer das Haus und das Tor und den schwarzgelben Adler